

Architektentraum im (un)heimlichen Eisenbahnerdorf

Autor(en): **Liechti, Richard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **77 (2002)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-107104>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Zentrumsbereich der Siedlung Schleipfe 1 nach der Fertigstellung im Jahr 1991.

Foto: BG



Die Eisenbahner-Baugenossenschaft Spreitenbach besitzt eine Vorzeigesiedlung

Architektenraum im (un)heimlichen Eisenbahnerdorf

Den Angestellten des grössten Rangierbahnhofs der Schweiz bietet die Eisenbahner-Baugenossenschaft Spreitenbach günstige Wohnungen – unter anderem in der ungewöhnlichen Siedlung Schleipfe 1, die sich vor zehn Jahren anheischig machte, das Wohnwissen des 20. Jahrhunderts in die Praxis umzusetzen. Ein gescheiterter Versuch?

In Spreitenbach findet sich der grösste Rangierbahnhof der Schweiz – im Bild der so genannte Ablaufberg, wo die Güterwagen sortiert werden.

Foto: Richard Liechti



Spreitenbach muss man niemandem erklären. Jeder kennt die «Shopping City der Nation», zumal aus der Perspektive des Autofensters, erinnert sich an Parkhäuser, die Abholrampe fürs «Billy»-Regal, die Heimfahrt entlang von Wohnblöcken und Hochhäusern, die Frage, wer hier wohl leben möge, auf den Lippen. Natürlich ist das nur eine Seite der Medaille. Wer sich die Mühe nimmt, wird nicht nur einen alten Ortskern mit Stall und Kuh finden, sondern feststellen, dass hier Menschen leben, deren Alltag mit dem bekannten Bild Spreitenbachs wenig zu tun hat.

GÜTERWAGEN SORTIEREN

Zu ihnen gehören die rund 250 Angestellten des Rangierbahnhofs Limmattal. Unweit der Einkaufsmeile öffnet sich der Blick über ein imposantes Feld mit nicht weniger als 70 Gleisen. Dorthin rollen täglich 120 Güterzüge, deren Wagen mit Computerhilfe sortiert werden, um anschliessend als neu formierte Züge wie-

Text: Richard Liechti

der auf die Reise geschickt zu werden. 50 Kilometer Rollmaterial passiert hier jeden Tag die Sortierstelle, den so genannten Ablaufberg, nirgends in der Schweiz sind es mehr. Wer hier arbeitet, trägt meist orange Überkleider, gehört in die tiefere Lohnklasse – und hat es entsprechend schwer, eine anständige Wohnung zu finden. Wie vielerorts, stellten die SBB deshalb auch in Spreitenbach die Versorgung ihrer Mitarbeiter mit günstigem Wohnraum durch die Gründung einer Baugenossenschaft sicher. Dabei unterscheidet sich die EBG Spreitenbach von anderen Eisenbahnergenossenschaften zunächst dadurch, dass sie noch jung ist. Als der Rangierbahnhof Limmattal wegen der Schliessung anderer Sor-

tierstellen an Bedeutung gewann, entstanden 1984 und 1991 die zwei EBG-Siedlungen. Wer sie besucht, wird eine Überraschung erleben.

WILDER WESTEN IST VORBEI

Mag sein, dass Spreitenbach punkto Bautätigkeit bis in die Fünfzigerjahre tatsächlich der Wilde Westen war. In die Gemeindeannalen eingegangen ist jedenfalls die Anekdote vom Architekten, der die Gunst der fehlenden Bauordnung zu nutzen versuchte und begann, mitten im grünen Tal ein Hochhaus zu bauen – bis ihn beim sechsten Stock der schon damals wachsamer Heimatschutz stoppte. In den Achtzigerjahren dagegen, als im Gebiet «Schleipfe» die erste Siedlung der

Eisenbahner entstand, hatte die Gemeinde die Lehren aus dem zu raschen Wachstum gezogen. Ein Gestaltungsplan bestimmte nun die Entwicklung des am Ortsrand gelegenen Areal. Er verfolgte hohe Ziele: «architektonisch und städtebaulich gute Überbauungen», «urbaner Charakter mit Einbindung der Landschaft» und gar die «Schaffung alternativer Wohnformen».

Diese Forderungen vermochte keine der fünf Siedlungen in der Schleife einzulösen, auch nicht diejenige der Eisenbahner. Sie bot konventionelle Familienwohnungen – die den Bedürfnissen der Bewohnerschaft offenbar entsprachen. Bei der Planung ihrer zweiten Siedlung, auf demselben Areal gelegen, schlug die Genossenschaft den Behörden in Bern jedenfalls eine ähnliche Überbauung zur Genehmigung vor. Die Generaldirektion jedoch befand, der Standort biete die Möglichkeit, die Pfade des oft Praktizierten zu verlassen. Sie überzeugte die Genossenschaft, den Architekten Jacques Schader, einen der «Grandseigneurs» der Schweizer Nachkriegsmoderne, mit der Planung zu betrauen. Hier, in der Schleife in Spreitenbach, erhielt der emeritierte ETH-Professor Gelegenheit, jahrzehntelange Wohnforschung in die Tat umzusetzen.

EINE AUSNAHMESIEDLUNG

Für die 1991 fertig gestellte Überbauung finden sich in Schweizer Agglomerationsgemeinden wohl kaum Pendant. Die Flachdach-

siedlung mit den zwei Zeilen ist verwinkelt und verspielt, lädt ein zum Entdecken aller möglichen Details, die aus der Vielfalt an Wohnungstypen entstanden sind. In einer Hauptgasse zwischen den Zeilen soll das Siedlungsleben stattfinden, eine zweite, quer dazu, dient auch den Quartierkindern als Weg zur nahen Schule. Sie besitzt eine Überdachung, die geschützten Spielraum bietet und auf der zwei «Container» aufgebaut sind, die gemeinsame Räume und das Genossenschaftsbüro beherbergen. Eternit, Rohbeton und auflöckernde Farbtafeln bestimmen das Bild.

08/15-Wohnungen gibt es hier keine. In zwei verschiedenen Hausarten finden sich jeweils sechs bis sieben Wohnungen (insgesamt sind es 69) unterschiedlicher Grössen und Typen. Da erstreckt sich eine Viereinhalbzimmerwohnung schon mal über vier Stockwerke: zuerst das Wohnzimmer (mit Terrasse), im Zwischengeschoss eine Küche mit reichlich Platz für den Esstisch und einem kleinen Balkon, weiter oben Zimmer, die keine Nutzung vorwegnehmen, und zuoberst eine stattliche Dachterrasse. Wohnungen, für die man in Zürich vergeblich Schlange stünde.

THEORIE UND WIRKLICHKEIT

Genossenschaftspräsident Walter Angst weiss jedoch, dass die Siedlung nicht nur Freude bereitet. Man lebt hier tatsächlich dicht aufeinander. Erschwerend wirkt sich aus, dass die meisten Bewohner Schicht arbeiten, wiederhallendes Kinderspiel und abendliche Treffen der Jugendlichen in den Erschliessungsgassen deshalb leicht zum Ärgernis werden. Und: Der sprichwörtliche Blick in den nachbarlichen Kochtopf gehört zum Alltag, ja ist Teil des Konzepts des Architekten, der damit Kontakte zu fördern glaubte. Neben der dichten Siedlungsstruktur lagen ihm die öffentlichen und halböffentlichen Bereiche besonders am Herzen. Trotz des «Aufforderungscharakters des Gemeinschaftsbereiches als Sammelpunkt für Sozialkontakte» (Leitbild) mag dies für manchen zu viel des Guten sein.

Das Ringen um Details zwischen Genossenschaft und Architekt war zäh, das verschweigt auch die Eröffnungspublikation der SBB nicht. Schon möglich, dass bereits der Gestaltungsplan an der Wirklichkeit vorbeizielte, als ihm gerade an dieser Stelle ein «Agglomerationskonzept für eine ausschliesslich städtisch strukturierte Bevölkerungsschicht und Bewohnerschaft» vorschwebte. Zehn Jahre später erzählt der Genossenschaftspräsident, der häufigste Grund für Auszüge sei der Erwerb eines Eigenheims, vorzugsweise im Grünen – so viel zur «städtischen Struktur der Bewohnerschaft».

WER PASST SICH AN?

Nicht minder weltfremd gibt sich der damalige SBB-Chefarchitekt, der das Scheitern gewisser Ideen Schaders mit einer Gesellschaft erklärt, die eben «(noch) an die selbst aufer-

legten Konventionen glaubt». Ob man da das Ziel nicht bisweilen aus den Augen verloren hatte – nämlich angemessene Wohnungen für Lokführer, Postbeamte und nicht zuletzt die meist ausländischen Gleisarbeiter zu bauen? Schliesslich konnte man gerade von Letzteren, in jüngerer Zeit meist aus Südosteuropa stammend, kaum die Abkehr vom «Mythos Familie» (Eröffnungspublikation) erwarten. Nicht zu überhören ist bei all dem jedenfalls der Unterton, die Mieterschaft möge sich doch der beispielhaften Architektur anpassen. Zehn Jahre später ist klar, dass dies nicht so ist. Genossenschaft und Bewohner haben die Siedlung in mancher Beziehung ihren Bedürfnissen angepasst. Sie ergänzten die mitunter karge Einrichtung, versahen etwa die Dachterrassen mit Schutz vor Sonne und den ärgsten Nachbarblicken, stellten vom Architekten verpönte Pflanzkübel in die Erschliessungsgassen. Gut Gemeintes wie ein Sandhaufen mitten in der Siedlung musste alltagstauglicheren Lösungen weichen. Ärgerlicher war da schon, dass sich viele Apparate und Einrichtungen in den Wohnungen als qualitativ minderwertig erwiesen und schon nach kurzer Zeit ersetzt werden mussten.

PROBLEME BLEIBEN NICHT DRAUSSEN

Die kleinen Anpassungen trüben das Bild der Überbauung jedenfalls nicht, deren urbaner Charakter umso mehr auffällt, weil vom Innenhof nur Waldrand und grüne Hügel zu sehen sind. Einzig die Spitzen zweier Hochhäuser und das Verkehrsrauschen erinnern daran, dass wir uns im geschäftigen Spreitenbach befinden. Dessen Probleme machen nicht Halt vor den Toren der Genossenschaftssiedlung. Im Ort mit fast fünfzig Prozent Ausländern, mit Grundschulen, wo Kinder deutscher Muttersprache selten geworden sind, findet sich auch für die schönste Wohnung nur schwer eine Schweizer Familie. Natürlich vermietet man auch an Ausländer, möchte aber, das Schreckgespenst der anonymen Blöcke bei den Einkaufszentren vor Augen, eine verträgliche Zusammensetzung der Nationalitäten. Hinzu kommt, dass moderne Architektur offenbar nicht jedermanns Sache ist. Viele Mieterinteressenten, so erzählt Walter Angst, zögen die gegenüberliegende konventionelle Siedlung mit ihren Giebeldächern, den rustikalen Holzbalkonen und dem Sichtschutz des baumbestandenen Hofes vor.

Vielleicht, so denkt man sich auf dem Rückweg, müssten die damaligen Architekten und Wohnforscher nun, zehn Jahre später, nochmals vorbeikommen, müssten Theorie und Wirklichkeit vergleichen. Oder hat die nächste Generation längst gelernt, unterschiedliche Bedürfnisse der Bewohner einzuplanen, ohne gleich über sie zu befinden? So sehr in Gedanken, verliert sich der Heimkehrer in den Zubringern zur «himmlischen Einkaufswelt» (Werbeplakat), bleibt orientierungslos stecken zwischen den Parkflächen und Zweckbauten Spreitenbachs.

wohnenextra

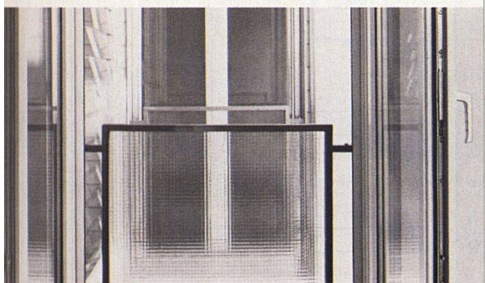


Foto: BG

Blick vom Essplatz: «Die enge Nachbarschaft zur gegenüberliegenden Wohnung eröffnet den Bewohnern die oft vermisste Möglichkeit einer ungezwungenen sozialen Kontaktnahme», heisst es dazu in der Eröffnungspublikation.

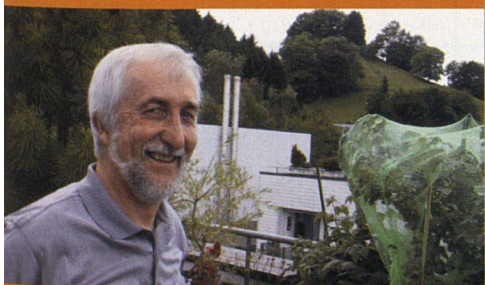


Foto: Richard Liechti

Genossenschaftspräsident Walter Angst auf der Dachterrasse – spriessendes Grün bietet Privatsphäre.